Bezugspreis vierteljährlich: in Münster zweimal täglich frei ins Haus gebracht 1 Mark 25 Pfg., — auswärts von der Post abgeholt 1 Mark 50 Pfg., durch den Briefträger gebracht überall, wo nur einmal im Tage Briefbestellung stattfindet, 1 Mk. 62 Pfg., in Orten mit zwei- und mehrmaliger Bestellung 2 Mk. 22 Pfg.

Fernspr.: Redaktion Nr. 264 u. 23, Geschäftsst. Nr. 23.

Münsterischer Anzeiger

Anzeigen: Der Raum für die Anzeigenspalte, 39 mm breit, 2,4 mm hoch, 25 Pfg.; bei Anzeigen aus dem Reg.-Bez. Münster 20 Pfg., aus der Stadt Münster 15 Pfg. (für Aktiengesellschaften usw., Vereine und Behörden 25 Pfg.).
Reklamen: Der Raum für die Reklamenspalte, 87 mm breit, 2,4 mm hoch, 1 Mk.

Gebühr für Beilagen wird nach Gewicht berechnet

Erste Ausgabe. 2. Blatt. Freitag, 17. März 1911. 60. Jahrgang. Nr. 187.

Nr. 43. Der Erzähler.

Das Loch in der Hecke.

Novelle von Josepha Metz.

„Nun möchte ich doch wirklich gerne wissen, wer mein Käppchen weggenommen hat, es ist einfach ein Skandal," entrüstete sich am nächsten Morgen der Gerichtsrat, indem er seine verschwundene Hausmütze suchte.

„Aber, Männe, das nimmt dir doch niemand weg," begütigte seine Frau.

„Nein, bewahre, ich nehme es mir selbst weg, ich trage es beiseite und verstecke es, damit ich es nachher nicht finden kann," höhnte „Männe", der die Nacht schlecht geschlafen hatte und infolgedessen mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden war, wie seine Frau sagte.

„Besinn dich nur, es wird dir schon einfallen, wo du das Käppchen hingelegt hast."

„Ja, jawohl, ganz recht, ich setze mich jetzt eine geschlagene Stunde hin und besinne mich. Nein, mein Kind, da habe ich denn doch Wichtigeres zu tun."

Das war eigentlich nicht der Fall, denn der Gerichtsrat wußte vorläufig noch gar nicht, womit er sich beschäftigen sollte.

„Wo hast du es denn zuletzt gehabt, Hermann?"

„Wenn ich das wüßte, brauchte ich ja niemand weiter zu belästigen; aber dich scheint es ja auch nicht im mindesten aufzuregen, du bleibst ruhig auf deinem Stuhl sitzen und nähst Knöpfe an, als ob es in der weiten Welt nichts anderes zu tun gäbe, als gerade Knöpfe anzunähen, während ich mich hier tot suche."

„Lieber Hermann," sagte seine Frau sehr sanft, „wenn ich heute diese Knöpfe nicht annähe, es geschieht nämlich für dich, dann wirfst du mir in den nächsten Tagen vor, daß ich meinen Beruf als Hausfrau verfehlt habe und noch mal in die Schule gehen soll. —"

Sich wegen ihres Mannes verlorenen Käppchens aufzuregen, hatte sich Frau Gerichtsrat Kley allerdings längst abgewöhnt, da dies Unglück sich alle vier bis fünf Tage ereignete und der Gerichtsrat es regelmäßig, nachdem er eine halbe Stunde danach gesucht, an dem Ort wiederfand, an dem er es selbst sorgsam aufbewahrt hatte. Diesmal war jedoch die bestimmte Zeit schon verstrichen, ohne daß er es gefunden und so war sein kahler Schädel schutzlos allen Stürmen preisgegeben.

Resigniert setzte er sich den abgelegten Sommerhut auf, unter dem er ein Gesicht machte wie ein Opfer auf der Folterbank. —

Das Käppchen aber lag wohlbehalten, nur ein wenig durchfeuchtet vom herbstlichen Nebel, im Garten des Sanitätsrats Röder.

Dort fand es Willy. —

Da der pedantische Gerichtsrat alle jene Kleidungsstücke, die Gefahr laufen, verloren zu gehen, mit seinem vollen Namen versehen ließ, wußte der ehrliche Finder gleich, wem der Wertgegenstand zugehörte. Und ein Wertobjekt war es in der Tat für ihn, konnte er doch „an der Hand dieser Kappe" die persönliche Bekanntschaft des ersehnten Schwiegervaters machen. Fast zärtlich strich er über die schwarze Seide hin, als ob er dem Kopf, den sie nun bald wieder bedecken würde, auf die Weise seine Wünsche suggerieren könne.

„Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen, er sendet mir den Helm, er kommt von ihm," fuhr es ihm durch den Kopf. Lächelnd faltete er den kleinen Ballonhelm zusammen und steckte ihn in die Tasche.

So, und jetzt hieß es handeln.

An der Kleyschen Entreetür klingelt es, und der Gerichtsrat, der seit dem gestrigen Tag das Pförtneramt übernommen hatte, ließ selbst den Maler Willy Röder in sein Haus ein.

„Ich habe wohl die Ehre, Herrn Gerichtsrat Kley . . ."

„Jawohl, jawohl, wollen Sie nicht, bitte, nähertreten?" Er führte Willy in sein Arbeitszimmer.

„Herr Gerichtsrat gestatten, daß ich mich zunächst . . . Röder," murmelte er in jenem bekannten Vorstellungston, der der Phantasie des anderen einen so weiten Spielraum läßt.

„Ich weiß, ich weiß, freut mich sehr, ich sah Sie bereits gestern auf der Straße mit meiner Tochter."

Willy stutzte, auf einen so freundlichen Empfang war er nicht gefaßt gewesen. Diese entgegenkommende Liebenswürdigkeit machte ihn fast ängstlich. Wollte der Gerichtsrat ihm etwa eine Falle stellen? Nun, man mußte jedenfalls auf der Hut sein.

„Herr Gerichtsrat sind also bereits orientiert?" fragte er etwas unsicher.

„Ja, meine Grete erzählte mir, daß Sie sich einige Zeit hier aufhalten wollen. Ich muß mich übrigens wundern, wie fließend Sie Deutsch sprechen."

Willy sah ihn erstaunt an.

„Nun ja, es wird doch immer behauptet, daß es eine so außerordentlich schwere Sprache ist."

Den Maler überschlich ein leises Grauen. Sollte es bei dem alten Herrn nicht mehr so recht stimmen?

„Scheint ein kolossaler Dussel," konstatierte im selben Augenblick der Gerichtsrat bei sich.

„Was mich hierher führt," begann Willy etwas eingeschüchtert . . .

„Ja, ja, kann ich mir denken," half ihm der Gerichtsrat weiter.

Willys Augen rundeten sich vor Überraschung; da wäre die Sache also schon fix und fertig, sein süßes Mädel hatte gebeichtet, die Eltern willigten ein, und er brauchte nur noch die formelle Werbung vorzubringen — das war ja einfach göttlich.

„Scheint ein ziemliches Kamel dieser Brite, machte zuerst einen ganz intelligenten Eindruck; na, wir werden ihm mal 'n bißchen auf die Sprünge helfen," beschloß der Gerichtsrat.

„Also, mein bester Herr, Sie wollen hier gewiß einen Vortragsabend veranstalten, Grete hat mir schon früher davon erzählt. Wir kommen natürlich hin, und ich werde auch in meinem Bekanntenkreis Besucher anwerben, gewiß, verlassen Sie sich drauf, wenn auch viele nichts verstehen werden, ich zum Beispiel auch nicht; das macht nichts, man hört doch immer die Kunst heraus." —

„Wie entsetzlich," dachte Willy, „davon hatte ich ja keine Ahnung, das wissen Onkel und Tante auch nicht, sonst hätten sie es wohl mal angedeutet, deshalb hat er gewiß sein Amt niederlegen müssen."

„Herr Gerichtsrat," sagte er dann sanft und beruhigend, „ich will keinen Vortrag halten, ich komme heute in erster Linie hierher, um Ihnen Ihr Eigentum zurückzuerstatten, das sich bei uns vorgefunden." Damit überreichte er ihm das Mützchen.

„Das ist ja . . . da hört denn doch alles auf . . . wie kommt denn das zu Ihnen?" rief der glückliche Besitzer, aufs höchste überrascht.

„Ich fand es im Garten, ich kann mir allerdings auch nicht erklären . . ."

„Sollte es etwa die Grete . . . sie war in letzter Zeit so zerstreut, es ist mir schon verschiedentlich aufgefallen . . . vielleicht hat sie es in Gedanken mitgenommen . . . Hat Ihre Schwester es denn nicht gleich bemerkt?"

„Man sollte es nicht für möglich halten, wenn man ihn so sieht, so frisch und kräftig, aber er leidet gewiß an einer fixen Idee. Zu traurig für seine Angehörigen; arme, arme Grete!" Willy seufzte unwillkürlich während dieses Gedankenganges. Dann sagte er in dem nachgiebigen Ton, in dem man zu kranken Kindern spricht: „Ich habe keine Schwester, Herr Gerichtsrat, ich bin bei meinem Onkel und meiner Tante zu Besuch. Sie haben das gewiß verwechselt."

„Gestatten Sie mal, ich kann doch wohl noch 'ne Schwester von 'nem Onkel unterscheiden, ich bin doch nicht verrückt."

„Das scheint leider doch," dachte Willy.

„Übrigens," fuhr der Gerichtsrat vergnügt fort, „ist es ja auch ganz egal, bei wem Sie zu Besuch sind. Onkel oder Schwester, Schwester oder Onkel, ich habe mein schwer vermißtes — halt mal," unterbrach er sich und stützte den Kopf in die Hand, „die Sache kann nicht stimmen, Grete war gestern morgen in der Stunde, und nachmittags hatte ich mein Käppchen noch, ich habe es erst heute vermißt, als ich in den Garten gehen wollte.

Es wurde Willy immer unbehaglicher.

„Ja, ja," seufzte er vor sich hin.

„Ja, ja, heißt gar nichts," schrie ihn plötzlich der Gerichtsrat an, in dem ein furchtbarer Verdacht aufstieg. — Gretens Zusammentreffen mit dem jungen Mann auf der Straße, ihre lebhafte Unterhaltung und langer Abschied, die Kopfschmerzen und sentimental-musikalischen Anwandlungen am Nachmittag, das Verschwinden seines Käppchens und schließlich das Erscheinen des Jünglings — da ergab sich eins klar aus dem andern, und wenn dahinter nicht etwas steckte, wollte er nicht fünfunddreißig Jahre lang Richter gewesen sein. „Hören Sie mal, mein verehrter Herr," fuhr er fort, „Märchen lasse ich mir von Ihnen nicht aufbinden, die Geschichte kommt mir ganz zweifelhaft vor, und es scheint mir, als ob das Käppchen in diesem Fall nur das Mittel zu dem Zweck gewesen ist, in mein Haus einzudringen, und der eigentliche Grund Ihres Hierseins ganz wo anders zu suchen ist." —

Schau, schau, dieses feine Kombinationsvermögen hatte sich der alte Herr aus dem Schiffbruch seines Verstandes gerettet, da hieß es vorsichtig sein. —

„Herr Gerichtsrat, ich muß eingestehen, daß Sie mich in gewisser Weise durchschaut haben, das heißt . . . ich meine . . . ich weiß ja nicht, ob Fräulein Grete Ihnen bereits gesagt hat . . . das Mützchen war allerdings nur der äußere Anstoß zu meinem Besuch, ich erblickte in dem Zufall, der es gerade mir in die Hände gespielt, einen Fingerzeig des Schicksals, wenn ich mich so trivial ausdrücken darf, dem nicht Folge zu leisten in meinem Fall töricht gewesen wäre. Ich hätte mich Ihnen ja schon längst persönlich vorgestellt, um Ihnen Gelegenheit zu geben, mich näher kennen zu lernen . . ."

„Sehr gut," höhnte der Gerichtsrat, „habe ich Ihre Bekanntschaft gesucht?"

„Nein," gab Willy zu, „das war ja aber unter den obwaltenden Umständen auch nicht zu erwarten, da das kühle, um nicht zu sagen feindliche Verhältnis, in dem Sie zu meinen Verwandten stehen . . ."

„Nein, das wird mir denn doch zu bunt," brauste der Gerichtsrat auf. „Ihre Schwester in Ehren, sie ist ja eine sehr nette Dame und soll guten Unterricht erteilen, ich habe sie aber nur ganz flüchtig einmal kennen gelernt, und Ihre sonstige Verwandtschaft ist mir vollkommen unbekannt. Es kann also gar nicht davon die Rede sein, daß im guten oder schlechten Sinn eine Verbindung zwischen uns besteht. Meine Tochter werde ich mir nachher mal vornehmen und hoffe, ihr mit ein paar Worten den Standpunkt klar zu machen. Sie, mein verehrter Herr — rezitieren Sie, so viel Sie wollen, meinetwegen in chaldäischer Sprache — im übrigen . . ."

„Herr Gerichtsrat, da is wer," meldete in diesem Augenblick Kathrine.

„Rufen Sie meine Frau, ich habe keine Zeit."

„Frau Gerichtsrat ist ja mit Fräulein Grete zum . . ."

„Gut, gut, fragen Sie nach dem Namen."

„Den soll ich ja nicht sagen." Sie verschwand mit einem verschmitzten Lächeln.

„Einen Moment", rief der Gerichtsrat Willy zu, der aufgestanden war, um sich zu verabschieden, denn die Situation wurde ihm immer unheimlicher, „ich komme sofort wieder." —

Als der Gerichtsrat ins große Zimmer trat, prallte er im ersten Augenblick zurück und legte dann die Hand über die Augen, da er annahm, sich getäuscht zu haben. Aber der Herr, der sich da als Silhouette gegen das helle Fenster abhob, war und blieb wirklich der Sanitätsrat Röder.

„Guten Tag," begrüßte er ihn freundlich, „ich habe mich nicht anmelden lassen, weil ich dachte, du würdest mich dann möglicherweise nicht empfangen, und ich habe dringend mit dir zu sprechen."

„Bitte sehr," sagte Kley, der sich einigermaßen gefaßt hatte, kühl und wies auf den Sessel.

„Ja, du erlaubst, daß ich mich setze, ich habe nämlich wieder meinen verflixten Rheumatismus, den ich mir absolut nicht wegkurieren kann. — Um nun gleich auf den Grund meines Besuchs zu kommen, ich hab' da vorhin ein Schriftstück von dir erhalten, wie mir Apolls merkwürdige Liebhaberei für eure Hecke deren schon mehrere eingetragen. Sie fielen ja wohl alle ein wenig aus dem gebräuchlichen Umgangston heraus, dieses letzte jedoch weist eine solche Fülle grober Beleidigungen auf, daß ich mich gezwungen sehe, deiner Klage auf Schadensersatz meinerseits eine Anklage wegen Beleidigung entgegenzusetzen. Das heißt, ich möchte nicht den Gehässigen spielen und dir an Edelmut nicht nachstehen, du hast mir schon so oft mit der Klage gedroht und sie doch nicht erhoben, und da weiß ich nun nicht, ob du diesmal Ernst machen willst. Deshalb . . ."

„Was heißt Edelmut!" unterbrach ihn der Gerichtsrat, der schon ungeduldig von einem Fuß auf den andern getreten war. „Wenn ich in meinem Recht bin, werde ich doch wohl . . ."

„Ja, wenn du im Recht bist," fiel der Sanitätsrat ein; „in diesem Fall aber will es mir scheinen, als ob du das eben nicht wärest."

„Was heißt das?"

„Nun ich habe die Verheerungen in deiner Hecke, wie du dich ausgedrückt, trotz eifrigen Suchens nicht entdecken können und muß daher annehmen . . ."

„Glaub ich wohl, glaub ich wohl," frohlockte der Gerichtsrat, und es klang beinah ein wenig Künstlerstolz durch seine Worte, „ich habe den Schaden gestern sofort eigenhändig ausgebessert, und das war kein kleines Stück Arbeit."

„So, so, hm . . . verzeih, aber war das nicht etwas vorschnell gehandelt? Du, als Jurist, solltest doch . . ."

„Wieso?"

„Nun, da ich jetzt, wo es nicht mehr zu konstatieren ist, annehmen könnte, daß der Schaden in Wirklichkeit gar nicht so beträchtlich gewesen ist und . . ."

„Daß ich gelogen habe," fiel Kley ihm heftig ins Wort.

„Wir wollen sagen „übertrieben", wie das bei den vorhergehenden Malen auch der Fall war."

Der Gerichtsrat sprang auf. „Das ist . . . das ist . . . stark, zum mindesten stark; doch was soll ich da viele Worte verlieren; es wird ja alles gerichtlich bewiesen werden. Ich kann den Eid leisten, daß das Loch in der Hecke diesmal einen Umfang von mindestens einem Quadratmeter hatte."

„Also du willst wirklich Ernst machen? Schön. Da möchte ich nur noch vorher um Aufklärung über einen Passus in deinem Brief bitten." Er setzte den Kneifer auf, nahm ein Schriftstück aus seiner Brusttasche und entfaltete es.

„Hier, bitte, du schreibst da nämlich zum Schluß: und so behält wieder einmal das Bauernsprichwort recht: „Wie Herr, so Vieh." Das mag nun als Abschluß eines Briefes dieser Art ganz wirkungsvoll klingen, ich möchte aber doch wissen, inwiefern das auf mich anzuwenden wäre. Ich kann mich nämlich nicht entsinnen, je im Leben deinem Eigentum zu nahe getreten zu sein." — Jetzt hatte der Gerichtsrat den Zierknopf, mit dem er während Röders Rede gespielt, glücklich von der Stuhllehne abgedreht und bemühte sich nun, ihn wieder zu befestigen, was ihm aber nicht gelang. Er befand sich in einer fatalen Lage; er war da mal wieder ohne viel Überlegung dem geliebten Sport, „grobe Briefe zu schreiben", nachgegangen und hatte sich dadurch einer großen Dummheit schuldig gemacht, wie er sich selbst eingestand. Diese Schlußwendung war ihm wirklich mehr, weil sie in der äußeren Form auf seinen Fall paßte, als aus innerer Überzeugung aus der Feder geflossen. Er wußte wenig zu erwidern und simulierte daher einen etwas unwarscheinlich klingenden Hustenanfall. Mit einem gerührten Lächeln blickte der Sanitätsrat ihn an, als ob er sagen wollte: „Was für ein großer Kindskopf bist du doch." — „Hermann," sagte er dann, „du kannst mir keine Aufklärung darüber geben, das weiß ich wohl, du kannst höchstens eingestehen, daß der Ärger einmal wieder mit dir durchgegangen ist und dich einfach niederschrieben ließ, was dir gerade in den Sinn kam. Diese ganze, einseitige Korrespondenz hat entschieden etwas Lächerliches, da deine Grobheit in keinem Verhältnis zu Apolls kleiner Unart steht. Das erstemal, als ich einen solchen Brief erhielt, habe ich mich geärgert, das zweitemal warf ich ihn ungelesen in den Papierkorb. Als dann aber ein dritter zeigte, daß deine Geduld trotz des Ausbleibens einer Antwort noch nicht erschöpft war, kam mir der Gedanke" — er zögerte ein wenig, der Gerichtsrat sah ihn von unten herauf mißtrauisch an, — „na ja, da kam mir also der Gedanke, der Hermann Kley, der alte Dickkopf — bitte, unterbrich mich nicht — will auf irgendeine Weise mit dir zu tun haben, und da ihm das im guten Sinn nicht möglich scheint, so fängt er einfach Krakehl an. Sieh, Hermann, ich kenne dich ja so gut, ich habe einen so klaren Überblick über deine Empfindungen, die du dir selbst nicht eingestehen willst, und habe somit, glaube ich, das Richtige zwischen deinen groben Zeilen gelesen, nämlich, daß du dich wieder mit mir aussöhnen möchtest. Oft genug schon habe ich dir Gelegenheit dazu geboten, wir hätten schon längst in Frieden und Freundschaft leben können. Aber du durftest mir ja keinen Schritt entgegenkommen, o bewahre, da zog man sich lieber immer mehr zurück, spann sich immer tiefer in Groll und Ärger ein und züchtete einen künstlichen Haß. Dann kamen allmählich die lieben, alten Erinnerungen, das nahende Alter sprach auch sein Wort, und so reifte denn der wundervolle Entschluß, den Friedensvertrag durch eine Kriegserklärung anzubahnen. Sieh, ich kann mir ganz gut vorstellen, wie du dir das ausgemalt hast. „Wenn ich den alten Röder so recht ankrakrehle," dachtest du, „dann wird er auch grob werden," und wenn wir uns dann recht in den Haaren liegen, kommt irgendein freundlicher kleiner Zufall und sagt: „Ach was, ihr alten Kerls, laßt das Spektakeln sein, wozu wollt ihr den Umweg übers Gericht machen, wo ihr so schön beieinander wohnt, die paar Lebensjahre, die ihr noch vor euch habt, — hm, hm —"

Dem Sanitätsrat war etwas in die Kehle gekommen; er mußte sich stark räuspern.

Kley war während seiner Rede auf dem breiten, roten Teppichrand hin- und hergelaufen und hatte seine Uhrkette immerfort um Mittel- und Zeigefinger gewickelt. Jetzt fuhr er sich mit der Hand vorn in den weiten Ausschnitt seines altmodischen Klappkragens, als sei er ihm zu eng. Dann schoß er plötzlich auf Röder zu, streckte ihm die Hand hin und sagte, indem er starr an ihm vorbei durchs Fenster blickte, mit eigentümlich zitternder Stimme: „Altes Schaf." —

(Schluß folgt.)

Der Hellweg.

Von Hermann Löns.

Da hinten in der Heide, wo Has und Fuchs sich Gutenacht sagen, zieht sich ein Fahrweg hin, der weder Anfang noch Ende hat.

Die alte Poststraße heißt er auf den Meßtischblättern, denn ehe daß der Bonaparte die feste Straße durch das tiefe Bruch legte, ging der Verkehr über die hohe Heide.

In der Nähe der Ortschaften ist die alte Straße teils ganz verschwunden und unter den Pflug gekommen, teils in das Landwegenetz aufgenommen und mit Birkenreihen begrenzt; da hinten in der Heide ist sie aber noch wie ehedem.

Wo der Boden eben ist, läuft sie flach dahin, durch hohe Heide hin, wo es feucht ist; auf den trockenen Stellen aber ist die Heide niedrig, weil die Schnucken sie dort kurz halten. Wo das Gelände bewegt ist, da schneidet die Straße tief in den Sand ein, stellenweise so tief, daß sie zum Hohlwege wird.

An manchen Orten ist sie nicht breiter als eine gewöhnliche Landstraße; wo der Boden anmoorig ist, da ist sie drei- bis viermal so breit, denn in nassen Jahren mußten die schweren Planwagen und Postkutschen zur Halbe fahren, wollten sie nicht im Moraste stecken bleiben. Auch in den Heidbergen ist sie manchmal von doppelter Breite, denn wenn Sommertags der Ostwind lange wehte, mülmten die Wagentrahen oft tief zu, daß die Fuhrwerke sich neue Bahnen suchen mußten, und bei hohem Schnee war es nicht anders.

Rechts und links von der Poststraße dehnt sich weit und breit die blanke Heide aus, nur hier und da von einem Machangel oder einer Krüppelföhre unterbrochen oder von einer Sandwehe, die aus der braunen Heide hellicht hervorschimmert. Der Sand ist fein wie Mehl; nicht ein einziges Steinchen ist ihm beigemengt, und deswegen kann der Porst hier auch nicht wachsen, kommt die Kreuzotter hier nicht fort, während auf der andern Seite der Aller, wo der Boden nahrhafter ist, da er aus grobem Geschiebe besteht, der bittere Strauch und der böse Wurm gut gedeihen.

Wenn hier aber einmal ein Stein gefunden wird, dann hat es damit eine eigene Bewandtnis. Da, wo die Heide ansteigt, haben die Bauern Föhren angepflanzt, die zum Teil schlank, zum Teil kraus gewachsen sind und stellenweise ganz ansehnliche Bestände bilden, während sie an anderen Orten nur kümmerlich blieben, so daß sie den tiefen Graben und die Wälle, die, oft zu zweien und dreien nebeneinander, die Straße begleiten, manchmal ganz verdecken und dann wieder freigeben. Hier stehen auch einzelne Birken, manche lustig gewachsen, andere schief und krumm, und auch Machangeln finden sich dort, alte breite Büsche, innen hohl wie Lauben, und junge, noch dicht und spitz.

An einer Stelle des gedoppelten Walles bilden alte Machangeln einen Kreis von über fünfzig Fuß im Durchmesser, und in dem Kreise wächst ein Eichbaum, der so aussieht, als wäre er knappe fünfzig Jahre alt, der aber wohl schon doppelt so lange hier steht, weil er in dem hageren Boden nicht so viele Säfte findet wie die Eiche jenseits des Flusses in der grünen Marsch. Rund um die Eiche standen fünf andere Eichen, wie der Engelsüßfarrn verrät, der um die fünf breiten hohlen Machangeln wächst. Die Eiche, die hier noch steht, kommt nicht aus dem blanken Boden, sondern wurzelt in dem vermorschten, von einem dichten hellgrünen Kranze von Engelsüß bekleideten riesigen Stumpfe einer andern Eiche, zwischen deren olmigem Wurzelwerk sich die Fahrten eines alten Mutterbaues öffnen.

In dem gelben Sande, den die Füchse zutage förderten, findet sich ab und an ein Stein, aber kein runder Kiesel, auch kein buntes Geschiebe, wie es jenseits der Aller massenhaft umherliegt, sondern zierliche, sauber gearbeitete Pfeilspitzen aus blaßgrauem Flintstein, glattgeschliffene Steinhämmer mit einem kreisrunden Loche in der Mitte, faustdicke, durchbohrte Netzbeschwerer aus Stein und dergleichen mehr, auch wohl ein Stück eines von Menschenhänden bearbeiteten Hirschgeweihes, ein Bröckchen grüner Bronze, das vom Rost zerfressene Endstück einer breiten Lanzenspitze, eine alte Münze, ein Knopf mit einem verschollenen Wappen, eine Bleikugel von klobiger Gestalt, eine Schuhschnalle, mit blitzenden Steinen besetzt, ein Hufeisen mit ausgebuchtetem Rande, eine Scherbe von einer tönernen Totenurne oder einem buntfarbigen Kristallglase, lauter Dinge, die von gestern und ehegestern und von noch viel früher reden.

Denn die Eiche, auf derem Stumpfe die krause Eiche steht, war ehedem die Raststelle für die Planwagen und Reisekutschen, für die Kriegsfähnlein, die hier durch die Heide zogen, und für die Marodebrüder und das Tatternvolk, das den Kriegsvölkern folgte, und bevor die Eiche, von der heute nur noch ein morscher Stumpf steht, erwuchs, reckte eine andere über dieser Stelle ihr knorriges Astwerk; unter ihr lagerten sich die langen, blonden Männer nach der Jagd und brieten am geschälten Weidenstocke das Wildbret über der Flamme, die sie mit hartem Stabe aus olmigem Holze hervorgelockt hatten. Lange vor jener Zeit grünte noch eine andere Eiche dort: das war damals, als das Bruch noch ein See war, an dessen sandigen Ufern schlitzäugiges, schwarzhaariges Volk wohnte und den Lachs und den Stör fing, der sich aus dem Flusse in den See verirrte, bis die blonden Weidebauern von Norden herniederstiegen und die gelben Leute vor sich hertrieben wie der Wind den Flugsand.

Ganz wenige Eichen wuchsen damals hier, denn die Höhen hielt die Föhre besetzt, und in der Niederung zankt sich die Fichte mit den Birken und den Ellern um den besten Platz. Die blonden Leute aber wollten Eichen um sich sehen, denn diese gaben ihnen Mast für ihre Schweine; so ringelten sie Föhren und Fichten tot und pflanzten überall Eichen an, und mit der Zeit wurde aus dem ganzen Lande ein einziger hellichter Eichenhain, unter dem süße Gräser und nahrhafte Kräuter wuchsen, und nur auf den dürrsten Sandhöhen blieb die Föhre am Leben, bloß in den nassen Tiefen durfte die Fichte weiter bestehen. Die alte Eiche galt den blonden Männern als heiliger Baum; deswegen schlugen sie rund um sie her die Föhren nieder, pflanzten fünf Eichen in regelmäßigen Abständen um sie her und verbanden die gegenüberstehenden so durch schmale, mit weit hergeholten Steinen gepflasterte Wege, daß das Zeichen der ewigen Wiedergeburt, die beiden übereinander liegenden Dreiecke, der Stern mit den fünf Zacken, der heilige Kreis entstand. Hier lobten sie an den hohen Tagen Wode und Frigga, feierten sie die Siegesmahle, wenn es ihnen gelungen war, die Südlandsleute in die Irre zu locken und zu vernichten, tranken sie Minne den großen Toten ihres Volkes, deren Brüste das Pilum der Römer zerrissen oder deren Schädel die fränkischen Pfeile durchbohrt hatten.

Da die alte Eiche auf der Strecke lag, die von Nordwesten zum Südosten ging und das Nordmeer mit dem Binnenlande verband, so führte die Völkerbahn an ihr vorbei; deshalb wurde sie mit der Zeit zu einer Straße, und weil sie an dem heiligen Baume vorüberlief, hieß sie der Hillweg, der heilige Weg, und auch der Hellweg, der Hehlweg ward sie genannt, denn manche tapfere Schar zog auf ihr gen Süden und kam nicht wieder, weil sie an den Gestaden des Südmeeres zugrunde ging. Viel Volk ist diese Straße gefahren, unbekannte Stämme, deren Steingräber hier und da in der Heide stehen, phönizische, griechische und römische Händler, fränkische und angelländische Mönche.

Allerlei Blut ist zu beiden Seiten des Hellwegs geflossen; die Kolkraben brauchten damals nicht so weit nach Atzung zu fliegen wie das letzte Paar, das hier noch horstet als Erinnerung an die Zeiten, da die Heide ein Wald war, in dem der Adler wohnte und der Schwarzstorch, in dem der Bär das Elchkalb riß und der Grauhund den Hirsch zu Stande hetzte. Bunt ging es damals hier zu; überall kreischten die Blauracken, und wenn sie von Stamm zu Stamm flogen, dann war es, als ginge Frigga durch den Wald und die Sonne spielte auf ihrem Stirnschmucke; allerorts stelzte der Wiedehopf und erfüllte den Wald mit seinem Geläute, ohne sich um die Blondköpfe zu kümmern, die das Vieh an ihm vorübertrieben.

Elch und Hirsch sind verschwunden, der Bär auch; wenn sich auch ein Grauhund nach dem Kriege gegen Frankreich noch einmal spürte oder sich ein reisender Adler blicken läßt, sie gehören nicht mehr hierher; statt des Hirsches weidwerkt der Jäger den Rehbock, und Reineke Rotvoß dünkt ihm ein gefährliches Untier. Auch der Schwarzstorch ist selten geworden, die Blauracke verschwand, und ein einziges Paar Wiedehopfe lebt hier noch, ist aber scheu und heimlich; im Laufe der Jahrhunderte fraß die Saline zu Lüneburg die Eichen auf, und die Vögel des Eichenwaldes zogen fort.

Heute ist es dort fast so, wie damals, als die schlitzäugigen, schwarzhaarigen Lachsfischer mit den breiten, gelben Gesichtern da hausten; blank sind die Höhen und leer die Tiefen; einzig und allein die Föhre vermag hier zu leben, einige Birken, die Machangeln und die eine Eiche, die auf dem Stumpfe ihrer Urahnen wächst. Aber doch ist es hier schön, wenn auch nur der Kriechginster hier und da etwas Gold zwischen das braune Heidekraut streut und die Murle Silber über das Moor wirft, wenn auch nur die Haubenmeise und der Fink hier singen, Kuckuck und Schwarzspecht hier rufen und die wilden Tauben; denn um die Unterstunde, wenn die Sonne auf der Heide liegt und kein Halm sich regt, summt Frau Sage den Sang von dem, was einst hier war, und es rauschen die Blätter der Eiche, in Sehnsucht nach der alten Zeit erschauernd.

In den hohen Nächten, in der ernsten Maiennacht, der Nacht der Wodefreite, und um die Sonnenwende geht Er den Hellweg entlang, Er, der hier einst geehrt wurde mit Gesang und Brand; auf seinen Schultern sitzen die Raben der Weisheit und raunen ihm Runen zu, und vor ihm her traben die Grauhunde der Vorsicht, um zu wittern, was über dem Winde auf dem Wege ist.

In den heiligen zwölf Nächten aber jagt Wode hier, wie vordem; wer dann über die Heide muß, der hört durch den Sturm den Hall der Meute, das Anjuchen und das Klappen der Peitschen hellweg über die Heide schallen: und scheu drückt er sich hinter den Machangelbusch, bis sie vorüber ist, die wilde Jagd, die Meute und die Weidgesellen, und vornweg von den Raben umflattert, von den Grauhunden umheult, Wode, der Hellwegreiter.

Zum Zeitvertreib.

Bilderrätsel.



Auflösung aus Nr. 41.

Bilderrätsel:

Ob stolz, ob bescheiden,
Wer lebt, muß leiden.

52. Westfälischer Provinziallandtag.

△ **Münster**, 16. März.

5. Vollsitzung.

Exzellenz Dr. v. Landsberg-Steinfurt eröffnet die Sitzung gegen 11½ Uhr.

Es wird in die Tagesordnung eingetreten. Es folgen zunächst mehrere

Gesuche.

Pastor Hoppe in Novades bittet im Namen des Zentralvorstandes des Oberlinvereins um eine Beihülfe zum Bau des deutschen Taubstummenblindenheims. Referent Abg. Hartmann-Hagen geht näher auf das Gesuch und das Wesen der Anstalt ein, die für die unglücklichsten aller Krüppel bestimmt sei. Nach der Volkszählung von 1905 gibt es in Deutschland 233 taubstumme Blinde, davon waren 144 geistig normal und bildungsfähig, 8 waren davon in Westfalen. Die Kosten der Anstalt sind auf 285 000 Mark veranschlagt; davon sind bereits 87 000 Mark gesammelt. Pastor Hoppe, dem der Referent in warmen Worten Dank für sein uneigennütziges, soziales Wirken abstattet, wendet sich nun an die Provinzialverwaltungen Preußens um Beihülfen zu dem Bau des Heims. Die Petitionskommission regt an, entweder den Pflegesatz für die von der Provinz aus unterzubringenden taubstummen Blinden zu erhöhen (der Pflegesatz beträgt 2 Mk.) oder eine einmalige Beihülfe zum Bau zu bewilligen. Der Antrag des Referenten, „die Angelegenheit dem Provinzialausschuß zur Erledigung zu überweisen", wird, nachdem Abg. v. Korff-Schmising sich für die Bewilligung einer Summe von 3000—5000 Mark ausgesprochen hat, angenommen.

Ein Unterstützungsgesuch einer Witwe eines Provinzialbeamten und das Gesuch um Erhöhung seiner Ruhegehaltsbezüge eines wegen Krankheit pensionierten ehemaligen Bureauassistenten bei der Provinzial-Feuer-Sozietät werden im Sinne der Vorschläge der Petitionskommission erledigt. Dem ersten Gesuch wird stattgegeben; das letztere wird dem Provinzialausschuß, der allein in dieser Sache zuständig ist, zur wohlwollenden Prüfung überwiesen.

Neubau der 6. Provinzialheilanstalt bei Gütersloh.

Der Provinzialausschuß beantragt betreffend die Errichtung der 6. Provinzialheilanstalt:

1. Die Heilanstalt wird für eine Belegung von 1400 Plätzen gebaut, wobei nur die Kranken 3. Klasse gerechnet sind und die Zahl der in Familienpflege unterzubringenden Kranken außer Betracht bleibt.
2. Die Baukommission wird beauftragt, nach Maßgabe ihrer Vorschläge in der Denkschrift das Bauprogramm, sowie die Pläne im einzelnen festzusetzen und die Ausführung in der Weise zu bewirken, daß der Betrieb der Anstalt mit etwa 500 Plätzen im Herbst 1914 eröffnet werden kann und der gänzliche Ausbau dem Bedürfnis entsprechend erfolgt.
3. Die für den Neubau und die Einrichtung der Heilanstalt erforderlichen Mittel werden zunächst in dem für eine Belegung bis zu 1000 Kranken notwendigen Umfange durch Anleihe bereitgestellt, und zwar einschl. der Kosten der Inventarbeschaffung und der Bauzinsen in einer Gesamthöhe von 5 314 000 Mark.
4. Es bleibt vorbehalten, die zur Vollendung der Anstalt bis zur vorgesehenen Belegungsziffer weiterhin erforderlichen Mittel auf Grund einer besonderen Nachweisung der Baukosten durch den Haupthaushaltsplan 1914 zu beantragen.
5. Die Anleihe ist bei der Landesbank aufzunehmen zu einem Zinssatz von 4 Prozent und mit 4 Prozent zu tilgen.

In dem allgemeinen von den Herren Dr. Gerlach-Münster und Dr. Simon-Warstein erstatteten ärztlichen Programm wird dargelegt, daß ernstliche Bedenken gegen Bau und Betrieb einer Anstalt von 1200 Betten nicht bestehen, daß vielmehr in einer so großen Anstalt der Betrieb sich voraussichtlich billiger gestalten und die Krankenversorgung nicht leiden würde. Mittlerweile ist Warstein auf fast 1500 Betten ausgebaut und mit 1200 Kranken belegt; und es hat sich dabei, wie schon früher in zahlreichen auswärtigen Anstalten von ähnlicher Größe, gezeigt, daß solche Anstalten sehr wohl betriebsfähig sind, für die Krankenfürsorge bei geeigneter Organisation keinen Nachteil bedingen, andererseits aber nicht unerhebliche wirtschaftliche Ersparnisse gegenüber dem Betrieb kleinerer Anstalten ermöglichen.

Nachdem nun die Provinzialverwaltung Westfalens wieder in der Lage ist, eine neue Anstalt zu projektieren, ist die Frage zu prüfen: Können nicht durch eine weitere Vergrößerung der neuen Anstalt auf 2000 bis 2500 Betten noch weitere wirtschaftliche Vorteile beim Bau und Betrieb erzielt werden, ohne daß eine allen Anforderungen genügende Krankenfürsorge, die bei einem Krankenhause immer im Vordergrunde der Interessen stehen muß, gefährdet wird? Technische Schwierigkeiten spielen beim Bau einer beliebig großen Anstalt heute keine Rolle mehr. Auch die Organisation einer beliebig großen Anstalt läßt sich — wie hier eingeschaltet werden muß — theoretisch so gestalten, daß der große Apparat unter einheitlicher Leitung glatt und zu allseitiger Zufriedenheit funktionieren müßte. Aber einer Voraussetzung könnte eine solche theoretische Organisation nicht entbehren: daß man es bei allen Beamten und Angestellten, die der Riesenbetrieb erfordert, nur mit vollkommenen Menschen zu tun hätte, die begabt mit unerschütterlicher Pflichttreue, mit überlegener Umsicht, frischer nie nachlassender Arbeitsfreudigkeit und Tatkraft, stets darauf bedacht sind, das Wohl der Kranken und der ganzen Anstalt treu den Anweisungen ihrer Vorgesetzten zu fördern; daß es insbesondere gelänge, dem für das Wohl des Ganzen verantwortlichen Anstaltsdirektor für alle Zweige des Anstaltsbetriebes eine Anzahl von Beamten zur Seite zu stellen, die nicht nur den guten Willen, sondern auch die nötige Erfahrung und Tatkraft besitzen, um ein sicheres Arbeiten des ihnen anvertrauten Teilbetriebes jederzeit zu garantieren, nötigenfalls auch zu erzwingen, und die mit rückhaltloser Treue mit dem Direktor den von diesem gesteckten gemeinsamen Zielen zustreben. Diese Voraussetzung trifft aber in der Praxis nur in mehr oder weniger eingeschränktem Umfange zu und sie läßt sich auch durch kein Programm und keine Verfügungen von oben her erzwingen.

Es wird nun die Frage erörtert werden müssen: Kann nicht durch eine Änderung der Organisation eine Erleichterung der Anstaltsleitung angestrebt werden? Schon die Vergrößerung der Anstalt auf 1200 bis 1400 Betten hat die einheitliche Leitung der Anstalt viel schwieriger gestaltet, und gegenüber den kleineren Anstalten erhebliche Änderungen der Organisation nötig gemacht. Die in Warstein gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß mit der Ausdehnung dieser Anstalt die äußerste Grenze erreicht ist, bis zu der der ärztliche Direktor den Gesamtbetrieb noch wirklich übersehen und erfolgreich leiten kann, und auch das nur unter der Voraussetzung, daß die ihm beigegebenen nächsten Mitarbeiter sehr vorsichtig ausgewählt sind. Es ist nun schon der Gedanke an eine Teilung in der Leitung und ihrer Verantwortung ausgesprochen worden, die etwa in der Weise gedacht ist, daß die Leitung der gesamten Verwaltungsgeschäfte und der wirtschaftliche Betrieb einem besonderen Verwaltungsdirektor, der neben dem ärztlichen Direktor amtierte, überlassen würde. Dadurch würde ein Organismus mit 2 Köpfen geschaffen werden. Ein solcher Organismus kann nur so lange gedeihlich funktionieren, als die 2 Köpfe in unerschütterlicher Eintracht genau nach denselben Grundsätzen und Ideen arbeiten. Sobald das nicht mehr der Fall ist, und das wird die Regel sein, wird ein sicheres Arbeiten der gesamten Anstalt um so mehr in Frage gestellt, je größer sie ist. Wirtschaftlich würde eine Anstalt durch eine Verdoppelung der Leitung sicher nicht gewinnen. Schließlich wird noch die Frage untersucht und verneint, ob bei einer noch weiteren Vergrößerung über 1400 Köpfe wirtschaftliche Vorteile zu erwarten sind. Auf Grund dieser Erwägungen halten die beiden Ärzte den Bau einer Anstalt von der Größe Warsteins, d. h. von 1400 bis höchstens 1500 Betten, einschließlich Familienpflege, für zweckmäßig und wirtschaftlich.

Charakter der Anstalt. Den vorhandenen Bedürfnissen entsprechend, soll die Anstalt alle Arten von Geisteskranken aufnehmen, ohne Rücksicht auf die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit, sowohl Männer als Frauen. Die Frage, ob in Gütersloh für gemeingefährliche, bezw. für verbrecherische Geisteskranke Plätze vorzusehen sind, wird in der Vorlage eingehend behandelt. Wegen ihrer Gefahr für die öffentliche Sicherheit muß ihnen gegenüber der Grundsatz sicherer Verwahrung in den Vordergrund gestellt werden; und dieser hat in den verschiedenen Verwaltungsbezirken zur Erbauung besonders gesicherter „Bewahrhäuser" geführt, wie es die Provinz Westfalen seit einigen Jahren in Eickelborn besitzt. Ein Bedürfnis, für diese Leute erweiterte Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen, hat sich bis in die jüngste Zeit hinein zweifellos geltend gemacht. Jedoch ist seit einer Reihe von Wochen hierin eine wesentliche Erleichterung eingetreten, die wohl in der Hauptsache darauf zurückzuführen ist, daß wir neuerdings die aus anderen Provinzen in den Strafvollzug eingelieferten Verbrecher nicht mehr bekommen, in zweiter Linie aber darauf, daß nach Fertigstellung der Bauten in Eickelborn ein Teil der bisher im dortigen Bewahrhause untergebrachten Leute in andere Abteilungen verlegt werden konnte. Bemerkt werden muß hierzu, daß die der Provinz Westfalen angehörigen Leute weder die zahlreichsten, noch die gefährlichsten zu sein pflegten, vielmehr gehörte die Überzahl derjenigen geisteskranken Verbrecher, welche unseren Anstalten in den letzten Jahren so große Schwierigkeiten bereiteten, fast durchweg den großen Industriestädten des Rheinlandes (Düsseldorf, Essen, Cöln) und der Provinz Schleswig-Holstein mit der Hansastadt Hamburg an. Sollte ein Bedürfnis nach Erweiterung jetzt oder später einmal bejaht werden, so wird zu prüfen sein, ob es zweckmäßiger ist, es zu befriedigen durch eine Erweiterung der bereits in Eickelborn vorhandenen Einrichtungen oder durch Schaffung eines zweiten Bewahrhauses an anderer Stelle. Nach gründlicher Erwägung dieser Frage heißt es in der Vorlage: Diese Erwägungen veranlassen uns zu dem Vorschlage, von der Erbauung einzelner Bewahrhäuser bei verschiedenen Anstalten grundsätzlich Abstand zu nehmen, vielmehr die in Eickelborn vorhandene Einrichtung im Falle eintretenden Bedarfs weiter auszubauen und zwar zunächst durch Hinzufügen einer stark gesicherten Halbruhigen- und gegebenenfalls noch einer Ruhigenabteilung mit je etwa 25 Betten und einer unmittelbar angebauten, mit dem bisherigen Bewahrhause gemeinsamen, Werkstätteneinrichtung. Es wird auf diese Weise eine kleine besondere Anstalt von 100 und mehr Betten entstehen, welche, einem erfahrenen Oberarzte in etwas selbständiger Verantwortung überlassen, sicher gut und auch verhältnismäßig wirtschaftlicher arbeiten wird, als die bisherigen einzelnen Bewahrhäuser. Ob in Gütersloh Einrichtungen für die Verpflegung von Kindern getroffen werden sollen, hängt in erster Linie davon ab, in welcher Weise die Provinz Westfalen die Fürsorge für geistesschwache, epileptische und geisteskranke Kinder in Zukunft ausgestalten will. Grundsätzlich besteht kein Bedenken dagegen, eine größere Heilanstalt auch für die der Provinz obliegende Kinderfürsorge dienstbar zu machen. Es kann sich aber u. E. niemals darum handeln, einer Heilanstalt nur einzelne Abteilungen für Kinder hinzuzufügen, schon deshalb nicht, weil die Aufnahme der Kinderfürsorge mancherlei besondere Betriebseinrichtungen (besondere Beköstigung, vor allem aber Schulen) bedingen würde, welche bei einer geringen Zahl der untergebrachten Kinder immer unrentabel bleiben werden. Wenn an eine Heilanstalt die Kinderfürsorge angegliedert werden soll, dann muß es sich, wenn der Betrieb wirtschaftlich sein soll, um mindestens 250 bis 300 Kinder handeln. Will die Provinz der bisher geübten Gepflogenheit, die Kinderfürsorge den geistlich geleiteten Privatanstalten zu überlassen, entsagen, dann wird die Einrichtung von 250 bis 300 Plätzen für Kinder bei der Anstalt Gütersloh ernstlich in Erwägung gezogen werden müssen. Voraussichtlich wird die Provinz in Zukunft in zunehmendem Maße auch für solche Fürsorgezöglinge zu sorgen haben, welche infolge nachgewiesener geistiger Gebrechen einer besonderen Anstaltsfürsorge bedürfen. Bezüglich der Unterbringung dieser Fürsorgezöglinge wird eine Unterscheidung gemacht werden müssen, ob es sich um Zöglinge im jugendlichen Alter (etwa bis zum 15. Jahre) oder um ältere Zöglinge handelt. Erstere werden den mit Schuleinrichtungen versehenen Kinderanstalten zu überweisen sein, letztere werden sich bequem im Rahmen der normalen Irrenfürsorge unterbringen lassen. Sind sie harmlos und fügen sie sich dem gewöhnlichen Anstaltsregime ein, so werden sie bei den gewöhnlichen Irrenanstalten zu verpflegen sein; zeigen sie stark hervortretende verbrecherische Neigungen in Verbindung mit starkem Entweichungsdrang, so wird für sie die Unterbringung in der Bewahranstalt in Frage kommen. Jedenfalls kommt u. E. die Erbauung besonderer Häuser für Fürsorgezöglinge vorläufig nicht in Betracht.

In erster Linie, und vorläufig ausschließlich, wird die neue Anstalt das Platzbedürfnis für die 3. Pflegeklasse befriedigen müssen. Für die 1. und 2. Pensionsklasse liegt für die nächsten Jahre ein Bedürfnis nicht vor, nachdem in Warstein erst kürzlich Pensionärgebäude für Männer und Frauen eingerichtet sind, die sich voraussichtlich nur allmählich füllen werden. Doch muß damit gerechnet werden, daß auch für die 1. und 2. Klasse nach Ablauf einiger Jahre sich das Bedürfnis wieder geltend machen wird, und es ist deshalb für die neue Anstalt die Möglichkeit offen zu halten, Pensionärabteilungen geringen Umfangs später in die Gesamtanstalt einzufügen: etwa je 16 Plätze für Männer und Frauen werden hier genügen. Ebenso wird dringend empfohlen, gleich bei Aufstellung des Gesamtplanes für die Anstalt geeignete Plätze vorzusehen an denen später je eine offene Abteilung für nervenkranke Männer und Frauen eingerichtet werden kann. Auf jeder dieser offenen Abteilungen dürften etwa 25 Plätze ausreichen. Die Familienpflege hat sich überall, wo sie zweckmäßig organisiert ist, als ein wertvolles Hilfsmittel bei der Irrenfürsorge erwiesen. Es hat den Anschein, daß die Umgebung der Anstalt Gütersloh der Familienpflege recht günstig ist und es wird ins Auge zu fassen sein, in Gütersloh die Familienpflege mit der Zeit auf mindestens 80—100 Kranke auszudehnen.

Die Verteilung der Plätze auf die einzelnen Krankenkategorien, wie sie in Warstein durchgeführt ist, hat sich im ganzen durchaus bewährt, besonders auch soweit die Größe der einzelnen Abteilungen dabei in Betracht kommt. Im weiteren Teil der Vorlage werden Vorschläge wegen der Anordnung der Gebäude und der Reihenfolge der Bauausführung gemacht. Die Höhe der 1. Rate der Anleihe ist auf Grund der Ausführungskosten der Heilanstalt Warstein wie folgt überschläglich ermittelt. A. Baukosten: 4 370 000 Mark. Der sich hiernach ergebende Einheitssatz der reinen Baukosten für 1 Bett mit 4162 Mark erscheint um deswillen noch höher als bei der Anstalt Warstein, einerseits weil die bei Gütersloh zunächst zu errichtenden Krankengebäude für Überwachung, Bettbehandlung und für Unruhige die kostspieligeren Bautypen darstellen, andererseits, weil die Zentralgebäude, wie auch im wesentlichen die zentralen technischen Anlagen von vornherein für den Bedarf der ganzen Anstalt bemessen sein müssen. Beim weiteren Ausbau auf 1400 Betten werden durch die Errichtung der billigeren und einfacheren Pflegehäuser für Ruhige, sowie der Landhäuser, die Baukosten für 1 Bett wesentlich herabgemindert werden. B. Inventarbeschaffung: 560 000 Mark, C. Bauzinsen: 330 000 Mark, im ganzen 5 260 000 Mark. Hierzu tritt noch ein Betrag von rund 54 000 Mark für auf Grund der Beschlüsse des Provinzialausschusses vorschußweise geleistete Zahlungen, von welchen etwa 41 140 Mark auf die zur Abrundung des Besitzes erforderlichen Grundankäufe entfallen. Der Grundbesitz ist hierdurch von 508 Morgen auf 577 Morgen angewachsen und hat einen Gesamtaufwand von 447 642 Mark erfordert. Die übrigen 12 860 Mark dienten zur Einrichtung und Durchführung des landwirtschaftlichen Betriebes einschl. Errichtung einer Feldscheune und Instandsetzung der Gebäude, soweit die Einnahmen zur Deckung dieser Aufwendungen nicht ausreichten. Der Betrag der 1. Anleihe erhöht sich daher um den Betrag von rund 54 000 Mark auf 5 314 000 Mark. Für diese Anleihe hält der Provinzialausschuß eine Erhöhung des bisher üblichen Tilgungssatzes von 1¼ auf 4 Prozent für erforderlich und wird zur Begründung dieser Maßnahme auf die Ausführungen in der Drucksache Nr. 2, betreffend Verwendung der Überschüsse des Rechnungsjahres 1909 und Festsetzung der Höhe der Provinzialsteuern für 1911, Bezug genommen.

Referent Abg. Graf **Galen**, der die Vorlage zur Annahme empfiehlt, gibt bei dieser Gelegenheit dem Bedauern des Hauses Ausdruck, daß der langjährige Leiter der Provinzialheilanstalt Marienthal, Medizinalrat Dr. Gerlach, mit dem 1. April aus dem Provinzialdienst ausscheidet.

Abg. Geh. Rat **Plenio**-Burgsteinfurt freut sich über den eingeschlagenen Weg der höheren Tilgung, 4 Proz. gegen 1½ Proz. Bei dem stetigen Anwachsen der Bevölkerung sei in etwa 6 Jahren wieder der Bau einer neuen Anstalt nötig. Eigentlich solle der Bau solcher Anstalten aus laufenden Mitteln gedeckt werden. Wenn man also normal vorgehen wolle, müsse man noch einen höheren Tilgungssatz einführen und einen Bausammelfonds schaffen. Er persönlich verfolge den Grundsatz, Anleihen nur noch für werbende Schulden aufzunehmen. Die Ausführungen des Redners bezüglich Einführung einer höheren Tilgung begegnen im Hause einigem Widerspruch. Redner gibt die Anregung, daß der Provinzialausschuß Sorge trägt, daß die nächste Anstalt nicht aus Anleihe-, sondern aus laufenden Mitteln gedeckt werden kann.

Abg. Graf **Merveldt**-Recklinghausen führt aus, daß man in der Praxis, namentlich in den schnell wachsenden Industriekreisen nicht dem Vorschlage des Vorredners folgen könne. Der Sprung von 1½ auf 4 Proz. sei schon recht groß und erscheine vorläufig ausreichend. Der Bausammelfonds könne für solche Millionenprojekte nicht in Anspruch genommen werden; der Sammelfonds könne nur für kleinere Bauten in Frage kommen. Die Steigerung des Tilgungssatzes könne eine Steigerung der Provinzialumlage im Gefolge haben. Um ein zu großes Anwachsen der Umlage zu vermeiden, sei jetzt der Steuerausgleichsfonds geschaffen.

Abg. Geh. Rat **Löbker**-Bochum wendet sich gegen die Ausführungen des Abg. Plenio. Es sei eine irrige Auffassung, daß beim Bau einer neuen Anstalt die alte Anstalt getilgt sein müsse. Die Tilgungszeit sei normal, wenn sie so lange dauere, als die Anstalt gebrauchsfähig sei. Allein durch die Heilverfahren der Jetztzeit werde die kommende Generation entlastet, mehr als die jetzige Generation von der voraufgegangenen Generation entlastet sei. (Sehr richtig!) Das dürfe man bei der Betrachtung der finanziellen Wirkungen der Vorlage nicht aus dem Auge lassen. Redner ist entschieden dagegen, dem Vorschlage des Abg. Plenio zu folgen und stellt zum Schluß seiner mit großer Zustimmung aufgenommenen Ausführungen die Forderungen, daß 1. dem Hause alljährlich eine Übersicht über die Schulden der Provinz und den Umfang der Tilgung vorgelegt wird, und 2. ein Überblick geschaffen werde, wie die einzelnen Kreise an Steuern beitragen und was sie bekommen. Dieser Überblick sei nötig, da die Steuerverhältnisse der einzelnen Kreise so grundverschieden seien.

Abg. **Hartmann**-Hagen sagt, die Anregung Plenios sei sehr edelmütig, jedoch auf Kosten der jetzt lebenden Generation zugunsten unserer Nachkommen. Die Übervölkerung des Westens werde auf die Dauer nachlassen. Die Zunahmeziffer von 14 Proz. in Westfalen sei gegenüber 7 Proz. im Deutschen Reiche anormal. Auf die Dauer könne man damit rechnen, daß die Anstalten erst in 12 Jahren voll belegt seien.

Referent Abg. Graf **Galen** entgegnet dem Abg. Plenio, daß die Anstalten in 6 Jahren, in welchem Zeitraum die Tilgung vorgeschlagen sei, noch nicht verschlissen seien. Der Zeitraum sei deshalb ein zu kurzer.

Abg. Geh.-Rat **Plenio** verweist darauf, daß in den Städten auch das Bestreben vorherrsche, die Volksschulen aus laufenden Mitteln zu decken. Auch der Staat suche seine großen Objekte nicht aus Anleihe-, sondern aus laufenden Mitteln zu bauen.

Abg. **Cuno**-Hagen: Daß das Bestreben in den Städten vorherrscht, ist richtig. Damit ist aber nicht gesagt, daß auch der Grundsatz richtig ist. Redner steht auf dem Standpunkt, daß bei dem Anwachsen der Bevölkerung unsere Nachkommen auf höhere Steuersätze rechnen könnten und dadurch schon im Vorteil uns gegenüber seien.

Damit schließt die Debatte; die Vorlage wird einstimmig angenommen.

Errichtung eines weiteren Krankengebäudes an der Pflegeanstalt in Eickelborn.

Die zunehmende Zahl der Irren macht den schleunigen Bau eines Krankengebäudes für 80 Männer in Eickelborn erforderlich. Der Referent Abg. **Delius**-Siegen verbreitet sich vor Begründung dieser Vorlage über die Zunahme des Irrenwesens überhaupt und legt dieses ziffernmäßig dar. Die Vorlage gipfelt in folgender Forderung: Baukosten 140 000 Mark, Inventar 37 000 M., Vergrößerung der Centralanlagen und Bauzinsen 23 000 Mark = Summa 200 000 Mark. Der Provinzialausschuß schlägt vor, die Summe im Anschluß an die früher für Eickelborn bewilligte Anleihe von 1 405 000 M aus Anleihemitteln zu bewilligen, die Anleihe mit 4 Proz. zu verzinsen und 1½ Proz. zu tilgen. Die Haushaltskommission hat jedoch in ihrer Mehrheit beschlossen, auch in diesem Falle einen Tilgungssatz von 4 Proz. festzusetzen.

In diesem Sinne beschließt auch das Haus bei Bewilligung der Anleihe von 200 000 Mark.

Ausgabe von Schuldverschreibungen bis zur Gesamthöhe von 200 Millionen Mark.

Bisher sind zur Verstärkung der Betriebsmittel der Landesbank folgende Anleihen des Provinzialverbandes aufgenommen: 1. vom 31. Dezember 1894: 7 500 000 M. 3prozentige Anleihen, 17 500 000 M. 3½proz. Anleihen, II. Ausgabe 25 000 000 M.; 2. vom 20. Januar 1898: 10 000 000 M. 3½proz. Anleihen, 40 000 000 M. 4proz. Anleihen, III. Ausgabe 50 000 000 M.; 3. vom 24. Juli 1901: 5 000 000 M. 4proz. Schuldverschreibungen, 5 000 000 M. 3¾proz. Schuldverschreibungen, 90 000 000 3½proz. Schuldverschreibungen, IV. Ausgabe 100 000 000 M.; 4. vom 22. Juni 1905 über 150 000 000 Mark, 120 000 000 M. 4proz. Schuldverschreibungen V. Ausgabe. Von den Anleihen zu 1—4 sind bisher getilgt zusammen 8 902 200 Mark.

Von der 3proz. Anleihe II. Ausgabe sind bei der Landesbank noch etwa 3,6 Millionen und von den 3½proz. Schuldverschreibungen IV. Ausgabe noch rund 6 Millionen Mark unbegeben vorhanden, können aber so lange zur Geldbeschaffung nicht dienen, als die Börsenlage für neu zu begebende Papiere einen Zinsfuß von 4 Proz. nötig macht.

Die aus der V. Ausgabe Ende 1910 noch verfügbaren 30 Millionen Mark Schuldverschreibungen müssen zur Deckung des Geldbedarfs der Landesbank in der nächsten Zeit dienen. Im Betriebsjahre 1907 kamen mehr als 28 Mill., in 1908 mehr als 25 Millionen Schuldverschreibungen zur Neuausgabe und voraussichtlich wird bis Ende des Betriebsjahres 1910 noch ein erheblicher Teil der 30 Millionen Schuldverschreibungen in Verkehr zu setzen sein, um die vornehmlich seitens der Gemeindeverbände der Provinz bei der Landesbank eingehenden Darlehensabforderungen zu decken. Daher ist die baldige Neubeschaffung von Schuldverschreibungen des Provinzialverbandes auf Grund einer weiteren Genehmigung erforderlich, wenn der Betrieb der Landesbank nicht eine empfindliche Störung erleiden soll.

Der Geldbedarf der Landesbank ist in den letzten Jahren etwas geringer geworden als vorher, weil das durch Verkauf von Inhaberpapieren zu beschaffende Geld durch die darauf gelegten gesetzlichen Abgaben verteuert wird, und weil daher manche Darlehnssucher, die früher stets an die Landesbank herantraten, ihr Darlehen bei Stellen zu entnehmen suchen, die nicht auf Begebung von Inhaberpapieren angewiesen sind und deshalb manchmal etwas billigeres Geld anzubieten vermögen. Gleichwohl ist mit einer jährlichen Darlehnsvermehrung von 20 bis 25 Millionen Mark (nach Berücksichtigung der durch Tilgung zurückströmenden Beträge) erfahrungsgemäß zu rechnen. Da der jährliche Bedarf nicht im voraus zu übersehen ist, und auch die Ansprüche der Landes-Versicherungsanstalt und der Sparkassen schwer zu beurteilen sind, wäre es am meisten erwünscht, wenn dem Provinzialverband gestattet würde, zur Verstärkung der Betriebsmittel der Landesbank so viele Schuldverschreibungen auszugeben, als durch die jeweilig laufenden Ausleihungen der Bank gedeckt sind. Ein dahingehender Antrag ist schon früher gestellt, aber von den Herren Ministern im Jahre 1900 abgelehnt. Von einer Wiederholung des Antrages glauben wir uns trotz der besonders bezüglich der Einlagen der Landes-Versicherungsanstalt geänderten Umstände einen Erfolg nicht versprechen zu sollen. Es wird sich deshalb empfehlen, die Anleihe auf einen bestimmten Betrag zu begrenzen. In dieser Beziehung halten wir die in Aussicht zu nehmende Gesamtsumme mit 200 Millionen M. für geeignet. Bei der Beantragung der letzten, noch laufenden Genehmigung von 150 Millionen Mark wurde erwartet, daß diese Summe den Geldbedarf der Landesbank für 7 Jahre decken würde; tatsächlich wird sie in höchstens 6 Jahren erschöpft sein. Somit ist zu vermuten, daß eine Summe von 200 Millionen Mark für weitere 7 Jahre, für welchen Zeitraum doch jedenfalls Fürsorge zu treffen sein möchte, erforderlich ist, sofern die Darlehnsabforderungen sich auf der jetzigen Höhe halten und eine Reserve für sonstige Anforderungen vorhanden sein soll.

Die Gefahr von nennenswerten Verlusten für den Provinzialverband aus einer Vermehrung der als Betriebskapital der Landesbank aufzunehmenden Schulden erscheint ausgeschlossen. Tatsächlich sind seit dem zwanzigjährigen Bestehen der Bank Verluste noch nicht vorgekommen, obwohl der Darlehnsbestand bis auf etwa 325 Millionen M. angewachsen ist.

Entstehen dem Provinzialverbande aus dem Betriebe der Landesbank keine Verluste, so bewegen sich doch auch deren Überschüsse in denjenigen Grenzen, welche durch ihren Charakter als gemeinnützige Anstalt gegeben sind. Die Ausleihungsbedingungen richten sich stets nach den Selbstkosten, und es wird im allgemeinen als Gegenleistung für die unbeschränkte Garantie, welche zugunsten der Darlehnsnehmer, die Landesbank übernimmt, nur mit einem Zuschlage von ¼ Proz. gerechnet. Wenn sich gleichwohl der zum Teil zu Reservestellungen, im übrigen für die gemeinnützigen Zwecke der Provinzialverwaltung verwendbare Gewinn des Betriebsjahres 1909 auf rund 698 000 M. stellt, so ergibt sich dessen Höhe, außer aus den Zinsen der eigenen Fonds der Bank, aus der Summe der laufenden Darlehen — Ende 1909 313½ Millionen Mark — in Zusammenhang mit den übrigen Geschäften der Bank, aus welchen gleichfalls ein prozentual geringer Überschuß verbleiben soll. Nach Abzug der von dem Gewinn von 698 000 M. zu Reservestellungen nötigen Beträge von 115 000 M. und nach Berechnung der Zinsen auf das vorhandene Betriebskapital nebst den angesammelten Reserven in Höhe von etwa 4½ Millionen Mark (worauf 180 000 M. an Zinsen zu rechnen sind) verbleibt als eigentlicher Betriebsüberschuß die Summe von rund 403 000 M. oder auf 313 Millionen Darlehen rund 0,1 Prozent.

Um den Darlehensnehmern die Vorteile aus einer späteren Verbilligung des Geldes zuzuwenden, ist vom Kuratorium der Landesbank bestimmt, daß bei einer etwaigen Konvertierung der ausgegebenen Provinzialanleihen auf einen niedrigeren Zinsfuß den Schuldnern der Landesbank der Darlehnszinsfuß ermäßigt werden soll, während die Bank ihrerseits auf eine Kündigung und auf eine Steigerung des Zinssatzes verzichtet.

Das Regulativ für die Neuausgabe von Schuldverschreibungen wird sich zweckmäßig der Fassung anlehnen, welche der Genehmigungsurkunde vom 22. Juni 1905 zugrunde gelegt ist. Von der darin enthaltenen Befugnis, zur besonderen Förderung des Grundkreditgeschäftes, auf 10 Jahre unkündbare Schuldverschreibungen auszugeben, ist bisher nicht Gebrauch gemacht worden, weil die Landesbank nicht genügend hypothekarische Ausleihungen gemacht, vielmehr im wesentlichen Gemeindedarlehen ausgegeben hat. Sämtliche in Verkehr gesetzte Schuldverschreibungen werden daher nach Ablauf des auf die Ausgabe folgenden Kalenderjahres mit mindestens einem Halb vom Hundert zuzüglich der ersparten Zinsen getilgt. Von erheblicher Bedeutung ist es dagegen, wenn die Provinz auch für die gegen Gemeindedarlehen auszugebenden Schuldverschreibungen die Tilgung für einen längeren Zeitraum ganz ausschließen darf; der Börsenkurs der Anleihen würde sich zweifellos höher stellen und dadurch eine Verbilligung des Geldes für die Darlehnsnehmer sich ermöglichen lassen. Die Tilgungsdauer der Anleihe dürfte hierdurch nicht verlängert werden; die Tilgung müßte vielmehr in demselben Zeitraum vollendet sein, als wenn sie von Anfang an planmäßig geschehen wäre. Die Tilgung würde, wie bisher, mit wenigstens einem Halb vom Hundert jährlich zuzüglich der ersparten Zinsen von den getilgten Schuldverschreibungen zu erfolgen haben.

Es wird angenommen werden dürfen, daß die Herren Minister einem Ausschluß der Tilgung für einen bestimmten Zeitraum zustimmen werden, wenn die Provinz sich verpflichtet, die jährlichen planmäßigen Tilgungsbeträge zu einem verzinslich anzulegenden Fonds (Tilgungsstock) anzusammeln und diesen nach Ablauf des betreffenden Zeitraums auf einmal zur Tilgung des entsprechenden Anleihebetrages zu verwenden. Unter ähnlichen Bedingungen haben, dem Vernehmen nach, die Herren Minister in neuerer Zeit eine Reihe von Stadtgemeinden das Recht zur Ausgabe von Schuldverschreibungen und zum Ausschluß der Tilgung für einen bestimmten Zeitraum erteilt.

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen ist das für die zuletzt bewilligte Anleihe geltende Regulativ abgeändert. Der Antrag des Provinzialausschusses geht dahin:

Provinziallandtag wolle beschließen, daß bei den zuständigen Herren Ministern die Erwirkung einer Genehmigungsurkunde für den Provinzialverband der Provinz Westfalen zur Ausgabe von zur Verstärkung der Betriebsmittel der Landesbank bestimmten, auf den Inhaber lautenden Schuldverschreibungen nebst den erforderlichen Zins- und Erneuerungsscheinen bis zur Gesamthöhe von zweihundert Millionen Mark nach Maßgabe des in der Anlage abgedruckten Regulativs nachgesucht wird.

Referent Abg. **Sternenberg**-Schwelm empfiehlt Annahme der Vorlage; diese erfolgt debattelos.

Verteilung der Kosten des Neubaues der Ruhrbrücke bei Wickede.

Referent Abg. **Cuno**-Hagen: Der Ankauf der Brücke von dem letzten Besitzer erfolgte, weil dieser zwar das Brückengeld eingenommen, aber nichts für den Unterhalt der Brücke getan habe. Der Neubau der Brücke soll aus Provinzialmitteln erfolgen, die beteiligten Kreise (Soest, Iserlohn, Arnsberg und Hamm) sind vorzubelasten. Referent schlägt nun namens der Haushaltskommission folgenden Verteilungsmodus vor. Kreis Soest 41 Prozent, Kreis Iserlohn 33 Prozent, Kreis Arnsberg 14 Prozent und Kreis Hamm 12 Prozent. In der Kommission herrschte Einverständnis darüber, daß nach demselben Maßstabe sämtliche Einnahmen des Unternehmens unter die Kreise zu verteilen sind. Der Vorlage wird debattelos zugestimmt.

Verkauf einer Parzelle der Heilanstalt Marsberg.

Referent Abg. Graf **v. Korff-Schmising**: Es handelt sich um eine Parzelle in Größe von 1 ha 77 a 30 qm, die an die Steuergemeinde Niedermarsberg zum Preise von 3540 Mark verkauft werden soll. Dem Kaufvertrage wird debattelos zugestimmt.

Übernahme einer Garantie für den zu gründenden Haftpflichtverband des Verbandes rhein.-westf. Gemeinden.

Referent Abg. Graf **Merveldt**-Recklinghausen berichtet über die Vorgeschichte der Versicherung, die ihren Sitz in Cöln hat und sich auf ganz Deutschland erstrecken soll. Die Vorlage ist soweit gefördert, daß nur noch die Genehmigung der Aufsichtsbehörde erforderlich ist. Diese ist nicht zweifelhaft, wenn der Garantiefonds die nötige Höhe erreicht hat. Die Gründung der Versicherung, die auf der Grundlage der Gegenseitigkeit erfolgen soll, sei nötig geworden, da man mit den Privatversicherungsgesellschaften üble Erfahrungen gemacht habe. Beitrittserklärungen lägen in ausreichendem Maße vor. Für größere Schäden (über 5000 Mark) soll eine Rückversicherung mit der Allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft Stuttgart gegen 30 Prozent der Prämien erfolgen. Irgend ein Risiko ist für die Provinz nach Ansicht des Verbandes mit der Übernahme der Garantie nicht verknüpft. Die Rheinprovinz hat dem gleichen Antrage des Verbandes bereits entsprochen und 25 000 Mark für den Garantiefonds bewilligt. Die Kommission beantragt: „Der Provinziallandtag wolle sich mit der Übernahme einer Garantie bis zum Betrage von 25 000 Mk. für den zu gründenden Haftpflichtverband Rheinisch-Westfälischer Gemeinden einverstanden erklären und die Festsetzung der Bedingungen für die Übernahme der Garantie dem Provinzialausschuß überlassen, wobei insbesondere die Frage zu erörtern sein wird, ob größere Städte, Kreise und der Provinzialverband dem Haftpflichtverbande beitreten können." Der Antrag wird debattelos angenommen.

Schluß der Sitzung gegen 2